



Unverkäufliche Leseprobe

Alison Sinclair
Nachtgeboren



416 Seiten
ISBN: 978-3-8025-8335-3

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de



Balthasar

Als es an Balthasars Tür klopfte, kündigte die Glocke bereits den Sonnenaufgang an. Für Imogenes Nachtgeborene war dies die Stunde der Verbrecher und Selbstmörder, die Stunde von Gewalt oder Verzweiflung. Das althehrwürdige Gesetz der Nothilfe war in der zivilisierten Stadt Minhorne fast in Vergessenheit geraten, und selbst bei unmittelbar bevorstehendem Tagesanbruch hätten viele auf das Klopfen eines Unbekannten hin ihre Tür nicht geöffnet.

Zu ihnen gehörte Balthasar Hearne jedoch nicht; er eilte zu der schweren Tür und zog sie auf. Direkt vor ihm stand eine Frau – eingehüllt in einen dicken Reiseumhang. Hinter ihr konnte er weder eine Kutsche peilen, noch war innerhalb der Reichweite seiner Ultraschallsinne – seines angeborenen Sonars – die Regung eines anderen menschlichen Lebewesens auszumachen. Nichts außer zwei Katzen und dem schemenhaften Flattern einiger Vögel. So kurz vor Sonnenaufgang waren die Straßen für gewöhnlich wie ausgestorben. »Um der Barmherzigkeit willen«, bat die Frau atemlos, »lasst mich ein.«

Balthasar konnte bereits das Stechen des ersten Tageslichts spüren. Er trat zurück, und die Frau stolperte über die Schwelle und fing sich erst an dem kleinen Tisch im Flur. »Grundgütige Imogene!« Sie keuchte und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. »Ich dachte schon, ich würde nicht mehr rechtzeitig hierhergelangen. Ich war mir sicher, ich müsste verbrennen.«

Er schloss die Tür und verriegelte sie gegen das Tageslicht. Ihm blieb gar keine andere Wahl. Denn draußen würde die Frau bei Sonnenaufgang in einem einzigen Augenblick zu Asche verbrennen, genau wie er. Das war das Schicksal der Nachtgeborenen, zu dem sie durch den Fluch der Erzmagierin Imogene verdammt waren.

Ihr schwerer Umhang drohte eines der Zierstücke von dem Tischchen zu reißen. Balthasar konnte es gerade noch rechtzeitig in Sicherheit bringen – es war eins der Lieblingsstücke seiner Frau, eine Stute mit Fohlen, das sich eng an sie drückte. Er hielt die kleine Figur vorsichtig fest, während sich die Frau mühsam aufrichtete und zu ihm umdrehte. Er spürte, wie ihr Sonar über ihn hinwegstrich und er in ihrer Wahrnehmung Gestalt annahm: ein unscheinbarer, schlanker Mann, etwas kleiner als der Durchschnitt, manierlich, aber weder modisch noch vornehm gekleidet. Und sicherlich keineswegs so, wie es dem Ehemann einer Herzogstochter angemessen gewesen wäre – falls ihr überhaupt bewusst war, wem sie gegenüberstand. Er erwiderte ihre Peilung äußerst taktvoll, ganz so wie es sich gehörte, damit der Anstand der Dame gewahrt blieb. Das schmale Gesicht über dem Pelzbesatz ihres Umhangs wirkte verquollen. Sie trug Handschuhe und hielt mit ihrer zierlichen Hand den Verschluss des Plaids fest. Noch immer ging ihr Atem schwer. Wie den meisten Frauen der Aristokratie mangelte es ihr an Kraft und Ausdauer, auch nur geringe Entfernungen zu Fuß zurückzulegen. Sie wirkte allerdings derart entkräftet, dass es dafür noch eine andere Ursache geben musste. Er fragte sich, was sie wohl ohne Begleitung hergeführt haben mochte. Denn das allein verhiess nichts Gutes, weder für sie noch für ihn. Falls es sich herumsprach, dass sie den Tag zusammen in seinem Haus verbracht hatten, würde es sowohl ihrem Ruf als auch seiner Ehe schaden.

Die Glocke verstummte. In wenigen Minuten würde die Son-

ne aufgehen. Also saßen sie hier bis zum Einbruch der nächsten Nacht zusammen fest. Gleichwohl, er vergaß seine guten Manieren nicht. »Zum Salon geht es dort entlang.« Er wies ihr den Weg.

Sie rührte sich nicht. »Erkennst du mich denn nicht, Balthasar?«, fragte sie mit klarer, lieblicher Stimme. »Habe ich mich tatsächlich so sehr verändert?«

Er tastete sie noch einmal mit seinem Ultraschall ab, aber an ihrer Stimme hatte er sie bereits erkannt, an ihrer melodiosen Sprechweise. »Tercelle Amberley«, sagte er tonlos.

»Ja«, erwiderte sie lächelnd. »Tercelle Amberley. Es ist schon sehr lange her.«

Die Echos seines Ultraschalls verebhten, zurück blieb nur der flüchtige Nebel aus Reflexionen zufälliger kleiner Laute um sie herum. Er schämte sich seiner Gefühle. Schließlich war es nicht ihre Schuld, dass er seit zehn Jahren oder länger versucht hatte, seinen Bruder und alle, die mit ihm in Verbindung standen, zu vergessen.

Ihren nächsten Ultraschallruf richtete sie auf den Korridor – eine Dame, die mit Würde über eine Peinlichkeit hinwegging. »Dein Haus hat sich überhaupt nicht verändert«, sagte sie. »Obwohl du eine gute Partie gemacht hast.«

»Meine Frau und ich haben andernorts ein Haus für die Familie«, sagte er und versuchte, nicht allzu schroff zu klingen. Seine häuslichen Verhältnisse gingen sie nichts an.

Seine Schroffheit war ihr jedoch nicht entgangen, und er hörte, wie sie einen schweren Schritt auf ihn zu machte. »Balthasar ... Balthasar, ich hätte mich dir bestimmt nicht aufgedrängt, wäre ich nicht dermaßen verzweifelt. Ich glaube wirklich, dass du der Einzige bist, der mir helfen kann.«

Das Letzte, was er von Tercelle Amberley gehört hatte, war die Bekanntgabe ihrer Verlobung mit Ferdenzil Mycene vor ei-

nem Jahr gewesen. Ferdenzil war der Erbe eines der vier großen Herzogtümer und der Held im Feldzug zur Unterdrückung der Seeräuberei auf den Scallon-Inseln. Die Verlobung war ein gewaltiger Erfolg für die Tochter einer Familie, die sich erst drei Generationen zuvor den Weg in den Adel erkämpft hatte. Doch die Amberleys waren stark in der Rüstungswirtschaft und im Schiffbau engagiert, was den Erben des expansionsfreudigsten Herzogtums vermutlich mehr angezogen hatte als das hübsche Gesicht und der gesellschaftliche Schliff der jungen Dame. Unter Balthasars Forscherkollegen galt diese Verlobung als eines der vielen Anzeichen, die für die Unabhängigkeit der Scallon-Inseln nichts Gutes verhiessen. Balthasar konnte sich kaum vorstellen, wieso Tercelle es nötig haben sollte, sich der Gnade eines unbekanntem Mediziners und Forschers zu überlassen, selbst wenn es sich dabei um den Ehemann einer Cousine des Erzherzogs handelte. Oder besser gesagt, er konnte sich kaum einen guten Grund vorstellen, warum sie dies tun sollte.

Doch die vielen Jahre anerzogener Höflichkeit behielten auch jetzt die Oberhand. »Bitte«, er wies mit dem Arm zum Salon, »nimm erst einmal Platz.«

Auf der Schwelle hielt sie inne, und in den Reflexionen ihres Peilrufs nahm er die spärliche Ausstattung seines Salons wahr, des besten Raumes im Haus eines verarmten Angehörigen des niederen Adels. Natürlich besaß er noch ein anderes Haus, ein stattliches Gebäude, wie es der Dame, die er geheiratet hatte, angemessen war. Obwohl sie es von ihrem Erbe gekauft hatten und nicht von seinem, fühlte er sich dort zu Hause, wenn sie bei ihm war. Wenn sie und die Kinder jedoch auf einem der Anwesen ihrer Familie weilten, kehrte er hierher zurück. Und dieses Haus hatte sich tatsächlich nicht verändert; wenn überhaupt, war es nur noch schäbiger geworden, als Tercelle es in Erinnerung haben mochte. Schon damals, während ihrer langen Liebelei mit

seinem Bruder, hatte sie kein Geheimnis aus ihrer Missachtung gemacht. Balthasar fragte sich, ob Lysander gewusst hatte, wie wenig aussichtsreich sein Liebeswerben gewesen war, selbst damals. Und er fragte sich, was sein Bruder heute wohl wissen und denken mochte.

Sie blieb mitten im Raum stehen und drehte sich zu ihm um, wobei sie etwas Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten. »Hast du je wieder von Lysander gehört?«

»Nein«, antwortete Balthasar und unterdrückte eine leichte Beunruhigung darüber, wie treffsicher sie seine Gedanken ansprach. Aber natürlich würde sie unweigerlich an Lysander denken müssen, wenn sie vor seinem Bruder stand. Sie war keine Magierin.

Sie peilte ihn, und er spürte das zarte Züngeln des Ultraschalls. »Bist du ihm immer noch böse?«

»Fortzugehen«, sagte Balthasar, »war das Beste, was er tun konnte. Für uns, für seine Familie und für dich.«

»Wie streng«, sagte sie in dem für sie typischen, atemlosen Trällern. »Ich hätte nie gedacht, dass du zu einem so unversöhnlichen Mann werden würdest. Du warst doch immer so sanftmütig. Und du hast Lysander bewundert, genau wie ich.«

Ja, das hatte er, früher einmal. »Bitte Tercelle, warum bist du hergekommen?«

Nach einem kurzen Moment des Schweigens hörte er ein Rascheln. »Ich brauche deine Hilfe.« Sein Peilruf erreichte sie, als sie sich den geöffneten Umhang von den Schultern gleiten und zu Boden fallen ließ.

Es überraschte ihn nicht sonderlich, dass sie schwanger war, doch die Größe und Tieflage ihres Bauches beunruhigten ihn. Der Zeitpunkt der Geburt musste unmittelbar bevorstehen. Nur war ihr Verlobter bereits vor über einem Jahr aufgebrochen, um die Seeräuber von den Scallons zu vertreiben und diplomatische

Missionen zu den benachbarten Inselkönigreichen zu unternehmen, die den Anspruch des Herzogtums von Mycene auf die Inseln, ihr Territorium und ihren Export exotischer Früchte und Gewürze bekräftigen sollten.

»Das Kind ist nicht von deinem Zukünftigen«, sagte er mit ausdrucksloser Stimme.

Es schien ihr zu missfallen, dass er es ausgesprochen hatte. Sie griff hinter sich und ließ sich vorsichtig auf einen Stuhl sinken, den er ihr nicht angeboten hatte. »Falls er je von diesem Kind erfährt, werden er und seine Familie mich bestenfalls verstoßen. Schlimmstenfalls wird er mich töten.« Sie verzog das Gesicht, als sie sich ihren Bauch auf dem Schoß zurechtrückte. »Ich wäre lieber tot, als zurückgewiesen zu werden.«

»Wie ist es möglich«, fragte Balthasar, »dass ihm bisher noch niemand etwas gesagt hat?«

»Sobald ich wusste, dass ich schwanger war, habe ich mit allen Mitteln versucht, das Kind loszuwerden. Ich habe alles ausprobiert, was mir in den Sinn kam. Selbst einen Sturz vom Pferd habe ich zuwege gebracht.« Er schwieg und dachte an die schreckliche Zeit nach Telmaines Fehlgeburt. Er und Telmaine waren rastlos durch das Haus geschlichen wie die gequälten Seelen durchs Fegefeuer. »Auch das hat nicht funktioniert. Aber meine Verletzungen dienten mir immerhin als Vorwand, mich für eine ganze Weile zurückzuziehen.«

Sie drückte sich eine Faust auf den Bauch und verzog das Gesicht. »Ich ... habe nur vier Mal das Lager mit ihm geteilt. Es war das letzte ...« Er wusste, dass sie ihm das Datum und die genaue Stunde hätte sagen können. Sie tat ihm leid in ihrer verliebten Torheit, obwohl er sie nicht mochte und die Situation für ihn selbst nicht ungefährlich war. Denn Ferdenzil würde mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie ihren Geliebten um Hilfe gebeten hatte.

»Er klopfte jedes Mal an die Haustür, um mich wissen zu lassen, dass er da sei. Darauf gab ich ihm meinerseits ein Klopfzeichen, verließ den Flur, schloss mindestens eine Tür hinter mir und wartete ... bis er im Haus war ... Verschiedentlich dachte ich darüber nach, die Haustür vor ihm zu verriegeln, und einmal tat ich es auch, aber dann habe ich sie doch wieder aufgeschlossen ... Ich konnte nicht anders. Und es war Tag, wenn er kam – er kam immer am Tag.«

Balthasar runzelte die Stirn. Nur Balladen und Schundblätter berichteten von lichtgeborenen Dämonenliebhabern, die die Tageslichtgrenze überschritten und nachtgeborene Mädchen verführten. Doch diese Geschichten waren absurd, da die Lichtgeborenen ebenso wenig die Dunkelheit ertragen konnten wie die Nachtgeborenen das Licht; denn gerade das besagte ja Imogenes Fluch. Ein Teil seiner unregelmäßig abgehaltenen Praxis als Arzt bestand in der Behandlung von Patienten, für gewöhnlich jungen Frauen, die unter einer gefährlichen Leidenschaft für das Licht litten. Die Krankheit wurde Lichtsucht genannt, eine Wahnvorstellung, die dazu führen konnte, dass die erkrankte Person impulsiv und mit für sie fatalem Ende ins Sonnenlicht hinaustrat. Er fragte sich, warum Tercelle ihm eine Geschichte aufsuchte, von der sie beide ganz genau wussten, dass sie unmöglich war.

Ihr entging die Skepsis nicht, die sich hinter seinem Schweigen verbarg. »Und ich sage dir, er kam aus dem Licht!«, rief sie. Sein Ultraschallsinn zeigte ihm, wie sie sich auf ihrem Stuhl nach vorn zog. »Genau deswegen bin ich ja zu dir gekommen. Du hast Freunde unter den Lichtgeborenen. *Du* kannst dich des Kindes annehmen, was auch immer es sein wird. Und wenn es nicht zurück ins Licht gehen kann, dann gibt es gewisse Orte, wo ein Bastard mehr kaum auffallen wird, Orte, die *du* kennst.«

Aha, darum ging es also, wenn er einmal den ganzen Rest bei-

seiteliess. Die Halbwelt, die Flussmark, wo gefallene Mädchen, Magier und Kriminelle zusammenkamen und ihren schändlichen Gewerben nachgingen. Der Auswurf der Gesellschaft. Als Student hatte er an einer Klinik der Halbwelt gearbeitet und tat es noch immer, wenn Telmaines aristokratische Familie ihn und auch sie in Ruhe ließ ...

Der Arzt in ihm war jedoch zunächst einmal besorgt über Tercelles Verfassung. Er fragte sich, wie weit sie wohl zu Fuß hatte gehen müssen, um sein Haus zu erreichen. Denn die Kutscher bestanden normalerweise darauf, eine sichere Unterkunft zu finden, noch bevor die Glocke zum Sonnenaufgang zu läuten begann. Er erhob sich. »Tercelle, alles Weitere kann warten. Du bist jetzt hier, und für eine Dame in deinem Zustand hast du einen anstrengenden Marsch hinter dir. Du solltest dich jetzt ausruhen.«

Er führte sie ins Schlafzimmer seiner Eltern, das er seit deren Tod vor sechs Jahren immer gut gelüftet hatte. Darin stand ein großes Himmelbett – es war dasselbe Bett, in dem er, sein Bruder und seine Schwester empfangen und geboren worden waren, das Bett, in dem seine Eltern innerhalb weniger Wochen einander folgend gestorben waren.

Da Tercelle nichts weiter mitgebracht hatte, gab er ihr ein Nachthemd seiner Mutter. Außerdem brachte er ihr einen Krug Wasser, ein Glas und eine Schale und sagte, er würde die Tür nur anlehnen, sodass sie ihn nötigenfalls rufen könne.

Dann ging er leise die Treppe hinauf zu seinem Arbeitszimmer im Obergeschoss. Sobald er die Tür geöffnet hatte, wusste er, dass Floria Weiße Hand in ihrem *salle* war. Er hörte, wie sie hinter der Wand leichtfüßig ihr einsames Training absolvierte. Nichts verstellte diese Wand, kein Tisch, kein Bücherregal. Sie bestand zum Großteil aus zwei Lagen dicken Papiers, zwischen denen sich ein feines Metallgeflecht als Schutz gegen unbeab-

sichtigte Zerstörung befand. Die niedrige Verlängerung eines Bücherschranks bildete den restlichen Teil dieser Wand – eine Art Durchreiche mit einer lichtsicheren Tür auf jeder Seite.

Überall sonst in den getrennten Ländern hatten die Lichtgeborenen ihre ständig beleuchteten Dörfer und Städte, die Nachtgeborenen ihre immerwährend dunklen unterirdischen Höhlen und überirdischen Festungen. Hier in Minhorne dagegen lebten die Nachtgeborenen und die Lichtgeborenen Seite an Seite. Bei Nacht gehörten die Straßen den Nachtgeborenen, bei Tag den Lichtgeborenen, und beide Rassen hatten ihre eigenen Orte für jene Stunden, in denen ihre jeweiligen Angehörigen nicht draußen sein konnten. Die Reihenhäuser, von denen er eins bewohnte, teilten ihre Rückwand mit einer Reihe von Häusern, die an den Palast des Prinzen der Lichtgeborenen grenzte. Für die Nachtgeborenen war dies sicher keine vornehme Adresse, aber seit fünf Generationen hatte die Familie Balthasars und die lichtgeborene Familie Weiße Hand – ihres Zeichens Schwertkämpfer und Auftragsmörder – in Freundschaft und Vertrauen zusammengelebt, wie es diese dünne Papierwand bewies. Sollte diese Wand zerstört werden, würde das Licht, das Floria zum Leben brauchte, Balthasar zu Asche verbrennen.

In Balthasars Jugend war die unerreichbare Floria sein großer Schwarm gewesen, eine Liebe, der er lediglich in zahlreichen Nachträumen, Gedichten und Liedern gefrönt hatte, jedenfalls so lange, bis er Telmaine kennenlernte. Floria hatte sein Werben um seine zukünftige Frau mit einem Enthusiasmus unterstützt, der ihm im Nachhinein nur wenig schmeichelhaft erschien. Allerdings war er als junger Bursche tatsächlich ziemlich schwärmerisch gewesen, doch mit zunehmender Reife – und später als Ehemann – hatte er gelernt, seine Gefühle mehr für sich zu behalten.

Heute waren Floria und er gute Freunde und enge Vertraute,

und so, wie sie ihm gelegentlich half, indem sie in den Tagstunden die eine oder andere Botschaft überbrachte oder ihm einen anderen kleinen Gefallen tat, überbrachte er ihre Nachrichten bei Nacht und half ihr, im Geheimdienst ihres Prinzen aufzusteigen.

Jetzt sagte Floria: »Bal? Das war doch nicht Telmaines Stimme, oder?« Es überraschte ihn nicht, dass sie ihre Stimmen selbst durch die geschlossenen Türen hindurch gehört hatte. Florias Gehör kam zwar nicht dem der Nachtgeborenen gleich, aber für eine Lichtgeborene war es dennoch ungewöhnlich gut. Sie hatte ihm erklärt, dass sie stets darum bemüht war, ihre Sinne zu schärfen, so wie sie immer alles tat, was ihr half zu überleben und erfolgreich zu sein.

Er setzte sich in den Sessel, der der Papierwand am nächsten stand, legte den Arm auf die Lehne und berührte mit den Fingerspitzen die Wand. Sie konnte ihn nicht sehen – niemals –, und wegen des Metallgeflechts in der Wand konnte er auch sie nicht mehr mit seinen Ultraschallsinnen wahrnehmen. Telmaine hatte sich damals strikt geweigert, ihren Erstgeborenen mit ins Haus zu bringen, bevor nicht dieses Geflecht angebracht wurde.

»Das war Tercelle Amberley. Mein Bruder hat ihr früher einmal den Hof gemacht.« Dann erzählte er ihr, was die Dame an seine Tür geführt hatte. Während er sprach, hörte er klar und deutlich, wie sie jenseits der Wand ein Stilett schärfte.

»Das gefällt mir nicht«, sagte sie. Dann vernahm er, wie sie das Stilett beiseitelegte und im Raum auf und ab ging – hin und wieder unterbrochen von den schlurfenden Schrittfolgen ihrer Fechtübungen. Anders als die nachtgeborenen Frauen, die eher eine dekorative Ruhe kultivierten, stand Floria nur selten still, immerzu damit beschäftigt, ihren Körper zu erproben und ihre Geschicklichkeit zu verfeinern.

»Ich verstehe einfach nicht, warum sie mir mit einer so lächerlichen Lüge gekommen ist.«

»Um tunlichst zu vermeiden, dir die ganze Wahrheit sagen zu müssen, wie zum Beispiel den Namen des Vaters«, bemerkte Floria scharfzüngig. Sie nahm ein Übungsrapier zu Hand, das Klirren der Schwerter war für ihn unüberhörbar, und er stellte sich vor, wie sie durch den Raum schlich und sich an die Fechtpuppe heranpirschte. Ein leises Schaben weicher Sohlen, und dann das dumpfe Geräusch beim Stoß einer Klinge. »Nimm meinen gut gemeinten Rat an und sieh zu, dass du sie bei Anbruch der Nacht schleunigst wieder loswirst. Sie wird schon irgendwohin können. Den ganzen Weg von ihrem entlegenen Landsitz hierher hat sie wohl kaum in einer Nacht zurückgelegt. Und für den Fall, dass du nicht zu Hause gewesen wärest oder sie nicht aufgenommen hättest, muss sie irgendeinen anderen Plan gehabt haben. Und obgleich es nur eine abstruse Geschichte ist, um ihre Torheiten zu verbergen, so ist sie nichtsdestotrotz die Verlobte von Ferdenzil Mycene, und die Gefahr, dass er davon erfährt, ist groß, viel zu groß. Der Mann ist gefährlich, und in diesem Fall hätte er zudem die gesellschaftliche Empörung auf seiner Seite. Er würde davon ausgehen, dass sie zu dem Vater ihres Bastards läuft, und du bist der Bruder ausgerechnet des Mannes, der ihr einst nachgelaufen ist. Wenn du schon nicht an dich selbst denkst, dann nimm wenigstens auf Telmaine und eure Töchter Rücksicht.«

Floria, ging es Balthasar durch den Kopf, kannte sich ausgesprochen gut aus mit scharfen Dingen. Und sie gab wirklich kluge Ratschläge, selbst wenn er sie wahrscheinlich nicht befolgen konnte.

Er sagte: »Floria, seit zwei Jahrhunderten gibt es immer wieder Magier, die versuchen, den Fluch rückgängig zu machen. Ist es möglich, dass tatsächlich irgendjemand damit Erfolg hatte?«

»Höre ich da etwa einen Nachtgeborenen über Magie sprechen?«, erwiderte sie trocken.

»Ja«, sagte er geduldig. Sie wusste ganz genau, dass er die Vorurteile seiner Rasse gegen die Magie nicht teilte. Auch ohne das schon seit Generationen währende Zusammenleben seiner Familie mit den Lichtgeborenen, die die Magie bewahrt hatten und weiterentwickelten, hätte ihn spätestens die Entscheidung seiner eigenen Schwester gezwungen, allen oberflächlichen Annahmen diesbezüglich zu entraten. Tatsächlich verfügte er selbst über eine Spur Magie, die sich allerdings nur als ein ungewöhnlicher diagnostischer Scharfblick offenbarte. Er war nicht in der Lage, durch bloße Berührung Gedanken zu lesen, so wie selbst der machtloseste echte Magier es konnte. Seine Schwester Olivevede war jedoch sehr wohl dazu imstande, und zu weitaus mehr, und im Alter von zwanzig Jahren hatte sie sich entschieden, der achtbaren Gesellschaft den Rücken zu kehren, um als Ärztin und magische Heilerin in der Halbwelt zu leben. Abgesehen von der Magie war sie auch eine bessere Geburtshelferin als er, und er musste sie davon in Kenntnis setzen lassen, dass er ihrer Dienste wahrscheinlich schon sehr bald bedurfte. Tercelles Kind schien viel zu groß zu sein, als dass eine zierliche Frau wie sie es problemlos würde entbinden können.

Wieder eine Schrittfolge mit den sanften, rhythmischen Lauten einer Aktion aus Angriff, Sammlung und erneutem Angriff. Ihr *salle*, so hatte sie es ihm erklärt, war ein komplett mit Spiegeln verkleideter Saal – die Spiegel reflektierten das Licht genau so, wie alle harten Oberflächen Ultraschall reflektierten. Sie und ihr Waffenmeister waren die beiden einzigen Personen, die Zugang zu diesem Raum hatten. Angesichts der Gefahr, die eine leichtfertige Klingenföhrung für die Papierwand bedeutete, stimmte ihn das natürlich froh, auch wenn er sich zugleich sicher war, dass es ihr dabei – so gern sie ihn auch hatte – weniger um ihn als um sich selbst ging. Denn in ihrem gefährlichen Gewerbe an dem nicht gerade ungefährlichen Hof ihres Prinzen brauchte

sie ein sicheres, ganz persönliches Refugium. Weder die Prinzen der Lichtgeborenen noch deren Wachen aus der Familie Weiße Hand durften damit rechnen, sonderlich alt zu werden.

»Der Prinz hat die Belohnung für das Brechen des Fluchs erhöht. Fünftehtausend in Gold. Allerdings«, fügte sie hinzu, »ist der Betrag natürlich völlig belanglos. Jeder, der den Fluch brechen könnte, würde sowohl die Herrschaft des Prinzen als auch das Erzherzogtum und alle Inselreiche für sich beanspruchen und außerdem die ganze Welt aus dem Gleichgewicht bringen.«

»Glaubst du, dass es überhaupt möglich ist?«

»Wir haben es jetzt schon fast tausend Jahre lang versucht, und wir verstehen den Fluch immer noch nicht ganz. Und ohne ihn verstanden zu haben, gibt es keinerlei Hoffnung, ihn rückgängig zu machen. Doch selbst wenn das Rätsel gelöst wäre, bedürfte es zur Lösung des Bannes der vereinten Macht einer Imogene samt ihrer Gefolgschaft, der Macht von vierundzwanzig Magiern des achten Grades, die alle willig sein müssten, sich zu opfern. Diejenigen, die damals mit dem Leben davongekommen waren, hat es ruiniert, denn sie hatten in ihrem Krieg alles verloren, und für keinen von ihnen schien das Leben noch länger lebenswert zu sein. Etwas rückgängig zu machen, das mit solch starken Emotionen verbunden ist, bedarf einer ebenso großen Anzahl Magier, die über ebenso große Macht verfügen und von ebenso großem Eifer beseelt sind.« Er hörte, wie sie sich die Hände rieb. »Es war eine leidenschaftlichere, unbarmherzigere Zeit. Wir hingegen sind zivilisiert.« Wie immer strotzte ihre Stimme nur so vor Sarkasmus.

»Ich habe den Eindruck«, bemerkte er, »dass du der Ansicht bist, die Aufhebung des Fluches würde uns nach all diesen Jahrhunderten nicht sonderlich gut bekommen.«

Sie schnaubte verächtlich. Seine Bemerkung war eine altbekannte Diskussionseröffnung. Sie stritten über alle möglichen

Hypothesen und wechselten dabei so oft ihre Positionen wie in einer Quadrille, wobei er im Allgemeinen zum Optimismus und sie eher zum Pessimismus tendierte. »Bal, es fängt doch schon damit an, dass ihr einen Erzherzog habt und wir einen Prinzen. Letztendlich könnte schließlich nur einer von beiden regieren. Ihr erwartet von euren Frauen, dass sie eine hübsche Zierde sind, und bestraft sie, wenn sie diesem Wunsch nicht entsprechen. Der erste Galan, der auf die Idee käme, eine lichtgeborene Frau sei genauso leicht zu haben wie eine gemeine Hure, würde durch die Spitze ihres Stilettos umgehend eines Besseren belehrt werden. Ihr verleumdet die Magie als weibliche Irrationalität und seid mittlerweile sogar nach Kräften bemüht, sie ausnahmslos zu unterdrücken. Wir hingegen bilden unsere Magier aus, sodass sie ihr Potenzial voll ausschöpfen können, und erachten einen unausgebildeten Magier als eine Gefahr, die aufgehalten werden muss. Soll ich wirklich fortfahren? Wir leben besser getrennt voneinander. Schick diese Frau fort, du schuldest ihr nichts.« Ohne ein weiteres Wort beendete sie ihre Übungen und ging hinaus.

Er seufzte. Hier ging es nicht um Schulden. Es ging um Tercelles ungeborenes Kind. Auf der Suche nach Ablenkung trat er ans Bücherregal. Seine Hand ruhte kurz auf einem Stapel von Protokollen des Interkalaren Konzils für rassenübergreifende Angelegenheiten. Sowohl Balthasar als auch sein Vater waren für mehrere Amtszeiten in diesen gemischten Rat berufen worden, der – durch eine Papierwand hindurch – die zwischen den Nachtgeborenen und den Lichtgeborenen in Minhorne sich ergebenden Konflikte friedlich beizulegen versuchte. Die Streitfälle betrafen alles Mögliche – Bebauungspläne, Fragen der Straßenerhaltung bis hin zu dem Wunsch der Lichtgeborenen, die nachtgeborenen Magier ihren Regeln zu unterwerfen. Seine nächste Amtszeit stand erst wieder im Herbst an, doch zwischen

seinen Amtsperioden hielt er sich stets durch die gewissenhafte Lektüre der Protokolle auf dem Laufenden. Dank des gegenwärtigen Ratsvorsitzenden fielen die Protokolle allerdings ebenso langweilig aus, wie die behandelten Probleme wichtig waren. Trotz seines schlechten Gewissens ließ Balthasar den Stapel unberührt und zog sich stattdessen einen der Lieblingsreiseberichte seines Vaters aus dem Regal.

Er war gerade in die zweihundert Jahre alte Dokumentation einer Reise nach Pelalethea vertieft, der größten unterirdischen Stadt der Nachtgeborenen, die gut zwei beschwerliche Wochen Reisezeit entfernt in den östlichen Bergen lag, als Tercelle nach ihm rief.

Sein diagnostisches Gespür hatte ihn nicht im Stich gelassen. Er fand sie vor, wie er es bereits erwartet hatte, zusammengekrümmt und überwältigt von der grausamen Dreistigkeit des Schmerzes. Er rannte zurück in sein Arbeitszimmer, um Floria in dem lichtsicheren Wandschrank eine Nachricht für Olivede zu hinterlegen, die sie ihr möglichst bis Anbruch der Nacht überbringen sollte. Dann bemühte er sich, es Tercelle so bequem wie möglich zu machen, und sammelte alle Dinge zusammen, die er für die Geburt brauchen würde.

Das Kind war noch nicht geboren, als Olivede kurz nach Einbruch der Dunkelheit eintraf. Sie kam mit einer Dynamik hereingestapft, die alles andere als damenhaft anmutete, schüttelte ihren Mantel ab und stellte ihre Arzttasche auf den Boden. Sie war drei Jahre älter als Balthasar und ebenso schlank und unscheinbar wie er. Ihr Gesichtsausdruck, mit dem sie sich normalerweise gegen die Beleidigungen aller Welt schützte, erschien seiner Sondierung nach jetzt eher warmherzig.

»Floria hat deine Nachricht weitergeleitet«, sagte sie und beugte sich vor, berührte mit ihren Lippen ganz leicht seine Wange. Er erhob keine Einwände gegen diesen Kuss, denn er

hatte sich schon vor langer Zeit mit ihrer angeborenen Fähigkeit abgefunden, seine Gedanken bei jedem zufälligen Hautkontakt zu lesen. Sie gab weder einen Kommentar dazu ab, was Floria ihr ansonsten gesagt haben mochte, noch stellte sie irgendwelche Fragen.

»Hallo Tercelle«, sagte sie und nahm eine gewisse Vertrautheit in Anspruch, ohne sich um die Feinheiten eines höflichen Protokolls zu scheren.

Tercelle sondierte sie mit ihrem Ultraschall und wandte den Kopf ab. Olivede war mehr als skandalös: Ein weiblicher Arzt, eine praktizierende Magierin und obendrein eine respektierte Bürgerin der Halbwelt. »Fassen Sie mich nicht an«, zischte Tercelle mit zusammengebitenen Zähnen.

Olivede zog ein Paar dünne Handschuhe aus ihrer Tasche. Als magische Heilerin trug sie solche Handschuhe nicht nur aus hygienischen Gründen, sondern auch, um erkennen zu lassen, dass sie nicht die Absicht habe, in den Geist ihrer Patienten einzudringen. Balthasar kannte sich gut mit Magie aus und wusste, dass sie keine Handschuhe benötigte: Olivede verfügte über ausreichend Kraft und Erfahrung, um ihre Fähigkeiten auch ohne solche Hilfsmittel zu kontrollieren. Außerdem hatte sie ein Gelübde abgelegt, das sie noch zusätzlich einschränkte. Dennoch waren die Handschuhe für ihre Patienten ein notwendiges Zugeständnis.

»Seien Sie nicht albern«, erwiderte sie knapp. »Ich werde nichts über Sie in Erfahrung bringen, was Sie mir nicht freiwillig erzählen. Bal«, sagte sie mit fester Stimme, während sie sich über die ächzende Frau beugte, »mach dich irgendwo anders nützlich. Ich werde dich schon rufen, wenn ich dich brauche.«

Es sollte eine lange Nacht werden. Zwischen kurzen Phasen erbitterten Schweigens stöhnte Tercelle vor Schmerz und verfluchte den Einzigen Gott und ihren rücksichtslosen Geliebten,

obwohl sie Letzteren, wie Balthasar auffiel, niemals beim Namen nannte. Olivede schlug vor, ihr mit etwas Magie Linderung zu verschaffen, was Tercelle jedoch, wie nicht anders zu erwarten, ablehnte. Zweifellos hielt sie davon sowohl der Gedanke daran ab, was sie der Magierin durch ihre Berührung alles offenbaren würde, als auch allein die Vorstellung, Magie auf sich wirken zu lassen. Es war schon weit nach Tagesanbruch, als er in seinem Exil im Arbeitszimmer die Schreie eines Säuglings hörte, die Tercelles rauhes Kreischen übertönten.

Gleich darauf rief Olivede mit lauter Stimme: »Bal, ich brauche deine Hilfe!«

Olivede stand über das Bett gebeugt und war zwischen Tercelles hochgezogenen Knien beschäftigt. Ohne sich von ihrer Tätigkeit abzuwenden, sagte sie: »Wir haben hier Zwillinge. Kümmere dich um den da.« In der Wiege lag ein zappelnder Säugling, der offensichtlich nur hastig in eine Decke gewickelt und beiseitegelegt worden war. Balthasar schob vorsichtig eine Hand unter das kleine Bündel, hob es aus der Wiege, legte es auf die Kommode und griff nach einem Stapel zusammengefalteter Handtücher. Hinter ihm schrie Tercelle durch zusammengebissene Zähne, und Olivede sagte mit einer Stimme, die äußerste Konzentration verriet: »Jetzt, nur noch einmal.«

Balthasar wickelte das Baby aus, nahm die feuchte Decke beiseite und rieb das winzige nackte Wesen sorgfältig trocken. Gleichzeitig sondierte er es ganz behutsam, um den Eindruck, den er durch seinen Tastsinn gewonnen hatte, zu ergänzen. Allem Anschein nach handelte es sich um einen gesunden Jungen, der zwar etwas klein war, wie bei Zwillingen üblich, aber mit normal gebogenen Gliedmaßen und einem runden, weichen Bauch. Seine Gesichtszüge machten ebenfalls einen ganz normalen Eindruck, obwohl er die Augen, was für ein Neugeborenes ungewöhnlich war, weit geöffnet hatte. Balthasar fragte sich, ob sie

ihm wohl deswegen so groß vorkamen. Über den Säugling hinweg griff er nach einer weichen Windel, und als er sie nur knapp über dessen Kopf zu sich heranholte, blinzelte das Baby.

Später dachte er darüber nach, wie leicht ihm das hätte entgehen können. Nur ein paar Sekunden später hätten ihn die ersten Schreie des zweiten Zwilling – ebenfalls ein Junge – abgelenkt. Es hätte auch genauso gut sein können, dass er von vornherein keinen Ultraschall benutzt hätte. Oder er hätte es bemerkt haben können, ohne dem besondere Beachtung beizumessen und sich irgendwelche Gedanken darüber zu machen. Allerdings waren ihm dazu wohl die Sinne und Reflexe der Lichtgeborenen zu vertraut, und außerdem hatte er ja Tercelles seltsame Geschichte gehört.

Er schnippte dicht vor den weit geöffneten Augen des Säuglings mit den Fingern – das Baby erschrak und blinzelte wieder. Er konnte keinen Ultraschallruf des Säuglings wahrnehmen, was allerdings nicht ungewöhnlich war, da es nach der Geburt meist mehrere Wochen dauerte, bis sich diese Fähigkeit entwickelte. In jungen Jahren hatten Balthasar und Floria viele Stunden mit dem Versuch verbracht, einander diejenigen Sinne zu erklären, die sie nicht gemeinsam hatten. Für sie war die Vorstellung, sich allein durch den Widerhall unsichtbarer Laute ein Bild von der Welt zu machen – so funktionierte nach dem Verständnis der Nachtgeborenen ihre einzigartige Gabe –, genauso unbegreiflich, wie für ihn eine Welt unvorstellbar war, deren Bild durch Licht entstand. Die Akustik war für die Nachtgeborenen eine elementare Wissenschaft, die Optik dagegen nur von sekundärem Interesse, und so würde es auch immer bleiben. Balthasar konnte sich Farben eigentlich kaum vorstellen, ebenso wenig wie Transparenz oder das Zustandekommen von Reflexionen auf Glas oder Wasseroberflächen. Floria hatte förmlich darum gekämpft, ihm zu erklären, dass es einen Horizont gab, einen

Himmel, *Sterne*, denn Balthasars unmittelbare Wahrnehmung reichte nur so weit wie die Ultraschalllaute, die er zur Sondierung ausstieß – und das bedeutete im höchsten Fall von einer Straßenecke bis zur nächsten.

»Balthasar«, sagte Olivede mit einiger Entrüstung, »ich habe dich gebeten, mir zu *helfen*, und nicht mit dem Baby Backebacke-Kuchen zu spielen, und ich kann nur hoffen, du hast nicht vergessen, wie schnell so ein Säugling auskühlt.«

Er wickelte den ersten Zwilling warm ein und legte ihn zurück in die Wiege, in die Olivede inzwischen das zweite Baby gepackt hatte, um sich weiter um die erschöpfte Mutter kümmern zu können. Der zweite Säugling war noch etwas kleiner als sein Bruder und hatte einen angespannt ängstlichen Ausdruck auf dem winzigen Gesicht, das nicht größer zu sein schien als eine Trockenpflaume und fast genauso schrumpelig. Balthasar sumnte ihm leise etwas vor, während er ihn trocken rieb, einwickelte und behutsam mit seinem Ultraschall abtastete. Als der Säugling sich endlich entspannte, machte er die Augen weit auf und richtete seinen Blick auf Balthasar. Dieser zögerte kurz und hielt dem Baby dann plötzlich eine Hand vor die Augen. Das Kind erschrak, zuckte zusammen und fing an zu schreien. Balthasar nahm es sofort auf den Arm und murmelte ein paar Entschuldigungen. Er nahm den Jungen mit ans Kaminfeuer, das sich für seine Ultraschallsinne als ein diffuser Schimmer turbulenter Echos abzeichnete und dessen Hitze er natürlich auch auf der Haut spürte. Feuer, das wusste er, war außerdem eine Lichtquelle, obwohl das Licht eines Feuers weder ausreichte, um einen Lichtgeborenen am Leben zu halten noch einen Nachtgeborenen zu verbrennen. Er hockte sich hin, nahm einen Kienspan aus dem Anmachholz und hielt ihn in die Flammen. Dann drehte er sich mit dem Rücken zum Feuer und hielt den Kienspan so weit weg, dass dessen Hitze nicht mehr zu spüren war. Das Baby zeigte keinerlei

Reaktion und hielt seine ungewöhnlich großen Augen weiterhin auf Balthasar gerichtet. Dann hob Balthasar den Kienspan ganz langsam an und peilte ein Zucken im Gesicht des Jungen, so als hätten sich dessen Augen bewegt. Doch er wagte es nicht, tief genug zu sondieren, um die Bewegungen der Muskeln hinter der zarten, dünnen Babyhaut eindeutig erkennen zu können.

»Balthasar, was machst du denn da?«, fragte seine Schwester.

Der Säugling drehte den Kopf zu dem glimmenden Kienspan.

Das, so Balthasars Überlegungen, hätte genauso gut eine Zuckung oder ein Reflex sein können. Also ließ er den Kienspan wieder sinken, und der Kopf des Jungen folgte seiner Bewegung so lange, bis er das Interesse daran verlor und den Kopf wieder zu Balthasar wandte, um ihm ins Gesicht ... zu starren? Mit leicht zittriger Hand warf Balthasar den Kienspan ins Feuer und erhob sich.

Tercelle hatte den Kopf zur anderen Seite gedreht und sich beide Hände auf den flacher gewordenen Bauch gedrückt. Der Geruch von Blut hing schwer in der Luft. Olivede zog gerade ihre schmutzigen Handschuhe aus, als er in der Wiege eine Bewegung wahrnahm – ein kleiner Arm hatte sich bereits aus seiner Umwicklung herausgewunden. Balthasar ging hinüber und hielt der kleinen Hand seinen Finger hin. Zart wie eine Blume schloss sich die Säuglingshand um seinen Finger – die Haut so trocken und unversehrt, wie es die eines Nachtgeborenen in Dunkelheit sein sollte. Er räusperte sich.

»Ich glaube«, sagte er, »dass sie womöglich sehen können.«